


Nr. 270 Bromberg, den 24. November 1932.

# Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.



21. Fortsetzung.) ——— 

Jonni steckte das Buch ein.

„Das gehört zur Erbschaftsmasse!" bemerkte er im Amtston und hielt Mandus nun den adressenlosen Brief vor die Nase. „Und was ist das?"

„Das ist ein Brief!" brummte Mandus.

„Von Greggers?"

„Nein, von mir!"

„An deine Eltern?"

„Nein, an meine Braut!"

„Wie? Was?" schnaubte Jonni und hielt sich die Hand hinters Ohr. „Braut? Das wird ja immer schöner! Du hast eine Braut? Mit fünfzehn Jahren? Was ist das für eine Erziehung! Mach' ihn auf!"

„Das tu' ich nicht!" zischte Mandus zähnefletschend.

„Dann mach' ich ihn auf!" drohte Jonni und drehte die vierzehn Seiten Liebeserklärungen nebst Heiratsantrag an seine eingeborene Tochter zwischen seinen unheimlich großen Händen hin und her.

Aber er kam nicht mehr dazu, sich als Brieferbrecher zu betätigen, denn mit einem kühnen Griff entriß ihm Mandus die Unterlage dazu und ließ sie in die Hosentasche verschwinden.

„Da — da — da!" stotterte Jonni und wich einen Schritt zurück. „Ich will den Brief nicht lesen, ich will nur sehen, ob er auch wirklich von dir ist."

„Ach so!" rief Mandus, griff bereitwilligst in die Tasche, riß den Brief auf, entfaltete ihn und zeigte Jonni die Unterschrift, aber verkehrt herum.

„Schön!" nickte er, langte nun in seine eigene Tasche und holte zwei Briefe ans Licht. „Die sind für dich!"

Der eine Brief steckte in einem grünen, der andere in einem rosigen Umschlag. Der eine stank nach grüner Seife und Kümmel, der andere duftete nach Heliotrop. Auf dem einen stand: An Mandus Frixen, Schiffsjunge auf der Hamburger Bark Fortuna, Kapitän Jonni Kaphengst, Valparaiso Chile, Deutsches Konsulat. Auf dem andern stand: Herrn Mandus Frixen, Kapitänseleve.

„Danke!" sagte Mandus, als er die Briefe in Empfang genommen hatte, und machte dazu eine leichte Verbeugung.

„Und wehe!" warnte ihn Jonni und wackelte dazu mit dem rechten Zeigefinger. „Wehe dir, wenn ich dich noch einmal butenbords erwische. Dann häng' ich dich drei Stunden lang an die Neulrah zum Trocknen. Oder meinst du vielleicht, dein Vater ist Lieferant von Haifischfutter?"

Mandus schüttelte den Kopf, nahm seine Kleider wieder unter den Arm und legte sich in die helle Koje, die Greggers freigemacht hatte. Hier las er zuerst den Brief, der in dem grünen Umschlag steckte. Diesen Brief hatte Herr Frixen mit dem Beistand seiner ihm die Ohren volljammernden Ehehälfte verfaßt. Er war auch danach. Mandus überflog ihn nur ganz flüchtig. Was Neues stand nicht darin.

Dann vertiefte er sich in den rosigen Brief, der vier enggeschriebene Seiten lang war. Die Anrede lautete: Mein lieber Mandus. Und er las ihn immer wieder, bis er ihn Wort für Wort auswendig konnte, obschon darin weder eine Liebeserklärung noch ein Heiratsantrag enthalten war.

Am nächsten Morgen kam die Backbordwache mit leerem Beutel wieder an Bord zurück, um sich von den genossenen Landstrapazen zu erholen, und die Steuerbordwache machte sich landfein, nachdem sie die Großluk geöffnet und das Löschgeschirr aufgebracht hatte.

Dann kamen die Hafenarbeiter mit zwei leeren Schuten längsseit, um die Fortuna von den aus Europa herangeschleppten Gütern zu entlasten.

Von Valparaiso aus sollte Jonni in Ballast nach Iquique gehen, um Salpeter zu laden.

Auch die Leute der Steuerbordwache wollten den Schiffsjungen nicht mit an Land nehmen.

Sofort nach dem Mittagessen brachen sie mit dem Langboot auf, ohne auf Detlev zu warten, der noch beim Rasieren war, wozu er mindestens eine halbe Stunde brauchte.

„Dann geh' ich eben allein!" rief Mandus trotzig, zog sich den Sonntagsanzug an und trat aus dem Logis.

Gleichzeitig kam Andres Ochwatt vorüber, der um Mitternacht die Wache übernommen hatte und nun eben von Cornelius abgelöst worden war.

„Willst an Kant?" fragte er.

Mandus nickte.

„Hast du Geld?"

„Achtzehn Mark sechzig."

„Das ist zu wenig!" sprach der zukünftige Drittelonkel, fingerte aus der Hosentasche eine Handvoll kleiner, fettiger Banknoten heraus und drückte sie ihm in die Hand. „Das sind ungefähr zwanzig Peso, damit du nicht in Verlegenheit kommst. Aber geh nicht allein, oder wart lieber, bis ich ausgeschlafen habe. Dann nehm' ich dich mit. So gegen sechs."

Damit entfernte er sich backwärts.

Glock sechs ist reichlich spät! grübelte Mandus, setzte seine Hoffnung auf Detlef, der sich noch immer im Logis bartkratzend betätigte, ließ sich auf dem nächsten Poller nieder und dachte an Selma.

Gleich darauf trat Jonni aus der Kajüte, um sich von dem nicht vorhandenen Bienenfleiß der chilenischen Hafenarbeiter durch den Augenschein zu überzeugen. Außerdem wartete er schon ungeduldig auf den Agenten, der ihn zum Mittagessen eingeladen und rechtzeitig, d. h. mit südländischer Pünktlichkeit abzuholen versprochen hatte. Da fiel sein Blick auf Mandus.

„Du willst wohl an Land?" fragte Jonni im herablassenden Herrscherton.

Das ist sicher eine Falle! überlegte Mandus, blieb ruhig sitzen, als hätte er die Frage überhört, blinzelte nach der Sonne und sah, daß sich Andres Ochwatt wieder näherte.

„Kannst du nicht antworten?" herrscherte Jonni weiter. Andres Ochwatt trat heran, um zuzuhören.

„Viel Lust hab' ich nicht", bemerkte Mandus achselzuckend und erhob sich langsam.

„Junge, wenn du lügst!" fauchte Jonni.

„Es gefällt mir an Bord viel besser als an Land", log Mandus mit gepanzerter Stirn und guckte Jonni ganz fest in die Augen.

„Du bist ein Taugenichts!" knirschte Jonni und wandte sich an seinen Zweiten Steuermann. „Kannst du diesen gottsverdammigten Jungen verstehen?"

„Das ist alles bloß Eigensinn!" hetzte Andres Ochwatt. „Und der muß ihm ausgetrieben werden. Sonst kann man ihn an Bord nicht gebrauchen."

In diesem Augenblick erschien Detlev Bodderbrot an Deck. Diesmal trug er das knallrotseidene Tüchlein schlipsartig um den steifen Kragen geschürzt. Er war auch sonst vortrefflicher Laune!

„Detlev!" befahl Jonni und zeigte dabei auf Mandus, „Du nimmst den Jungen mit an Land!"

Detlev lebte mit Jonni gern im Friedenszustand und nickte zustimmend.

„Dir Faulpelz will ich das Anbordbleiben versalzen!" fauchte Jonni zu Mandus hinüber.

Andres Ochwatt grinste gespannt.

„Ohne Geld geh' ich nicht an Land!" begehrte Mandus äußerlich auf, innerlich aber war er um so vergnügter.

„Mit Geld an Land gehen?" wütete Jonni. „Das möchtest du wohl! Nicht einen Pfennig kriegst du von mir!"

Dann schrie er nach Smutje. Verschlafen streckte der Koch den Kopf aus der Kombüse.

„Vier Stück Hartbrot für den Jungen, daß er an Land nicht verhungert!" kommandierte Jonni.

„Vier Stück Hartbrot!" wiederholte der Koch und reichte Mandus die runden, steinharten Mehlklumpen.

„Steck sie in die Tasche!" befahl Jonni weiter. „Frischwasser dazu läuft drüben überall umsonst herum. Abgeseilt! Ihr nehmt die Jolle. Spätestens um zwölf seid ihr wieder an Bord. Und daß du ihm ja nichts gibst, Detlev!"

Das wäre Detlev auch nicht im Traume eingefallen, denn er war tüchtig genug, die hundert Mark Vorschuß ganz allein verpulvern zu können. Andres Ochwatt aber rieb sich stillvergnügt das Kinn und dachte: Dieser Jüngling wächst sich aus. Der kann gut werden!

Stehend legten sich Detlev und Mandus in die Remen, und wie ein losgeschnellter Pfeil schoß die Jolle durch die langen, sanften Wogen dem Ufer zu. Hier zog Mandus, nachdem er sich auf dem Festland etwas die Füße vertreten hatte, die vier Stück Hartbrot heraus und legte sie zur beliebigen Verwendung aufs Trockene nieder. Dann treckten sie das kleine Fahrzeug auf den Strand und fielen zunächst in ein Kaffeehaus mit Vorstellungsbetrieb ein. Jeder Platz kostete zwei Peso.

„Ich leg's aus!" bemerkte Detlev herablassend. „Du kannst es mir ja bei Gelegenheit wiedergeben."

Weiterhin bestellte er zwei Glas Bier. Dann gab sich eine Kapelle furchtbar viel Mühe. Eine halbe Stunde später begann das Nachmittagsprogramm. Sie verstanden zwar kein Wort davon, aber sie amüsierten sich königlich. Wenn die andern Zuschauer lachten, lachten sie mit. Detlev ging aus irgendeinem Grund schon früher weg. Mandus blieb. Er wollte das ganze Programm absitzen.

Um 6 Uhr brach er auf. Er suchte das Postamt, fragte tapfer drauflos und fand es auch. Hier schrieb er schnell eine Ansichtskarte an seine Eltern, auf der er ihnen mitteilte, daß es ihm sehr gut ginge und daß er übermorgen ausführlich schreiben würde, und warf sie mit dem Brief in den Schlitz.

Dann spazierte er bis um sieben durch die Straßen und beguckte sich die Schaufenster. Vor einem großen Delikatessengeschäft merkte er, daß er schon seit längerer Zeit einen grausamen Hunger hatte. Durch Tasten vergewisserte er sich, daß seine Barvorräte noch nicht restlos verschwunden waren. In der Calle de Chacabuca fand er hinter einigen breiten Spiegelscheiben eine umfangreiche, sehr noble Speisewirtschaft. An der mittelsten Scheibe standen die einladenden Worte: Deutsche Biere vom Faß. Man spricht deutsch.

Vorne war eine Drehtür, die von einem goldbetreßten Labander in Bewegung gesetzt wurde.

Mandus steckte eine ungeheuer erwachsene Miene auf, und der Mann ließ ihn ein.

Dieses Lokal war beinahe noch schöner als der Alsterpavillon. Mandus hing die Mütze an den Haken, setzte sich gleich darunter an einen langen Tisch und warf mit vorwurfsvollen Blicken um sich.

Sogleich brachte der befrackte Kellner die Speisekarte und es zeigte sich sofort, daß er nicht ein einziges Wort Deutsch verstand.

Solche Schwindler! dachte Mandus und stellte seinen Zeigefinger mitten auf den chilenischen Stoffwechselfahrplan.

Der Kellner las vor. Mandus verstand zwar keine Silbe, aber er nickte gnädigst, und die Bestellung wurde entgegengenommen.

Zum Hunger kam jetzt die Neugier. Es war wie bei der Lotterie.

Nur nicht Salzfleisch, Stockfisch oder Kabelgarn! flehte Mandus im stillen und preßte unauffällig die Fäuste auf seinen knurrenden Magen.

Da endlich tauchte der Kellner im Gewühl der sich stetig vermehrenden Gäste wieder auf und schob ihm mit südamerikanischem Schwung etwas Rötliches, Glabbriges, in dem ein paar Fleischpillen schwammen, unter die Nase.

Mandus kostete, und im Nu war der Teller leer. Das war freilich nur etwas auf den hohlen Zahn. Er ließ sich jetzt das Gericht bringen, das auf der Karte eine Zeile tiefer stand. Auch das war nicht übel. Nun verlangte er von dem, was eine Zeile höher stand. Das war ein geradezu furchtbar leckerer Kram. Satt aber war er noch lange nicht. Doch bevor er den vierten Gang bestellte, zählte er unter dem Tisch sein Geld und mußte dabei die höchst bedenkliche Feststellung machen, daß er der alten Hexe ganze zehn Mark Trinkgeld gegeben hatte.

Dann schob er die Preisziffern der drei verzehrten Gerichte zusammen und verwandelte sie in Mark. Solche Exempel hatte er schon in der Schule gelöst. Und daß man für zwei Peso ungefähr drei Mark bekam, war ihm längst an der Back beigebracht worden. Auf das Ergebnis dieser Berechnung hin bestellte er sich noch ein Gericht für anderthalb Peso.

Diesmal aber tippte er auf die Rückseite der Speisekarte und bekam einen großen Fetzen Frischfleisch. Dazu trank er ein Glas Bier.

Nun war er satt und ging der Sicherheit halber seine Rechenaufgabe noch einmal durch, wobei er die tieftraurige Entdeckung machte, daß er sich bös verrechnet hatte.

Für anderthalb Peso hatte er mehr gegessen, als er zu bezahlen imstande war.

Langsam wurde er rot bis über die Ohren, und das Herz drohte ihm schon in die Schuhe zu fallen. Da dachte er zum Glück an sein Konfirmationsgeschenk, an die silberne Uhr, die er in der Tasche trug. Und die silberne Kette, an der sie hing, war doch auch was wert. Beides wollte er dem Kellner verpfänden und bei nächster Gelegenheit durch Andres Ochwatt einlösen lassen. Schlimm wurde die Sache nur, wenn der Kellner die Pfänder zurückwies.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Der Hias verspielt die Liebe.

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

Zwei hocken im Eck der Wirtshausstube. Klatschen Karten auf den Tisch und haben die Stirnen spekulierend gesenkt. Heißes Spiel. Der eine hat blondes Haar, der andere schwarzbraunes. Der Schwarzbraune ist der Hias.

Sein Münzenhäuferl schmilzt zusammen. Nur zwei Geldstücke bleiben liegen — dann nur eins — — dann keins. Er bohrt in den Taschen. Hinten, vorn. Nichts drinnen. Der Josef schaut ihn nur immerzu an. Mit Spottaugen. Das verträgt der Hias schlecht.

„Glotz nit a so, Saukerl!" fährt er ihn an.

Mit lächelnder Ruhe fragt der Josef: „Wieso bin i a Saukerl, wann du ung'schickt spüllst, hä?" Streicht seinen stattlichen Münzenhaufen zusammen und meint gleichmütig: „Revantsch kriagst halt nächstes Moal."

„Naa, glei jetz!" beharrt der Hias mit zusammengezogener Stirn.

„Hast ja nix im Sack zum Weiterspüll'n", sagt der Josef und sieht den Schwarzbraunen lauernd an.

Die Stasi, die Kellnerin, jung und prall, piepst aus ihrem Winkel, wo sie an einem blühweißen Brauthemd näht: „Hiesele, gib acht!"

„Sei stad!" brummt der Hias, der augenblicklich für die Liebe nicht das Mindeste übrig hat.

Sie schiebt die Unterlippe vor. Gemeinheit, so zu seinem Mädel zu sprechen! Geräuschvoll steht sie auf und schmeißt das hartleinene Brauthemd auf einen Hocker, daß es aufrauscht. In der Küche drüben zerdrückt sie Tränen mit den Fingerknöcheln der geballten Fäuste.

In der Stube sagt der Josef: „No? Bei Enk zwaa gibt's aan Krach?"

„Scher du di nit drum!" fährt ihn der Hias an.

„Daß i lang vor dir in d' Stasi verliabt war, woaßt", sagt der Josef langsam.

„No ja. Aba jetz is's mei Madl", schneidet ihm der Hias schroff das Wort ab.

„Madeln kriegt ma gnua", meint scharf lauernd der Josef.

„'s is mei Madl! Halt's Maul, sonst hau i dir ane eini!"

„Zwaa Mander könn'n scho a bissele woas red'n drüber. Hör zu!" Der Josef senkt die Stimme: „I mag' d' Stasi no imma. A and're mag' i nit heirat'n. Wann's willst, spüll'n wir d' nächste Partie um d' Stasi. Brauchst nix zahl'n, wann's verlierst. Dei Einsatz ist: d' Stasi! Und wann's g'winnst, kriagst a Geld von mir."

„Und wann i verlier'?" schreit der Hias und schaut den Josef an wie ein bocketer Stier, so wild.

„Dann kriag i d' Stasi, hab's ja scho g'sagt", gibt der Josef ruhig zur Antwort.

„Rutsch' mir'n Buckl ab!" schreit der Hias und springt auf.

Die Stasi kommt herein mit dickem Schmollmund und roten Augen. Der Hias will seine Besitzerrechte zeigen, geht auf sie zu, legt ihr den Arm eng um die Hüfte, damit der andere sich giftet. Die Stasi gibt ihm einen Stupser, daß sein Arm kracht. „Geh weg da!"

„No?" staunt der Hias, der sich gar nicht bewußt ist, sie vorhir irgendwie gekränkt zu haben.

Der Josef hockt am Tisch und lacht breit. „No, Hias, vielleicht probier'n wir's doch um den Einsatz, den i g'sagt hab?"

Der Hias macht erst mal noch einen weiteren eindringlichen Versuch bei der Stasi. Wieder setzt es einen heftigen Stupser. Jetzt kriegt der Hias schön langsam einen Viechszorn. „No halt ja!" sagt er zum Josef hin. Setzt sich an den Tisch zurück, nimmt die Karten zwischen die Finger, äugt von der Seite her zur Stasi. Die hockt im anderen Eck, näht besessen an ihrem Brauthemd und drängt die Schluchzer kräftig zurück.

Die erste Partie gewinnt der Hias. Die zweite auch. Seine Stirn wird immer glatter. Bei der dritten neigt sich das Glück merklich dem Josef zu. Der schreit zur Stasi hinüber: „Du Madl, woaßt, woas der Hias als Einsatz geb'n hat?"

Sie würdigt ihn gar keiner Antwort. Der Josef fragt hartnäckig noch einmal.

„Schert mi nix!" sagt sie mürrisch.

„Wird di scho scher'n. Dem Hias sein Einsatz bischt — — du!"

Sie lacht so gellend auf, daß der Hias die schuldbewußt gesenkten Augen nach ihr hebt. Hat nichts genützt, daß er dem Josef unterm Tisch mit den Nagelschuhen fest auf die Zehen getreten hat. Der Josef hält sein Maul nicht.

Die Stasi, mit einem Schlag gut gelaunt und kokett, äugerlt zum Josef hinüber: „No, da paß auf, Josef, daß d' mi nit g'winnst, sonst muaßt Ernst mach'n!"

„Machet i gern", sagt er ausstrahlend zurück und vergafft sich in ihre bildhübsche Fülligkeit. Und die Stasi gafft fleißig zurück. Es gibt keinen Hias mehr, nur noch einen Josef.

Obwohl's ihm jäh im Blut wallt, spielt der Josef gut, hat Glück. Gewinnt. Springt noch auf, während er den Trumpf, die letzte Karte, auf den Tisch haut. „So! D' Stasi is jetz mei!"

Starr, mit ganz verkrampftem Gesicht hockt der Hias da.

Der Josef geht quer durch die Stube zur Stasi hin. Mit ausgebreiteten Armen. Man kann sich's denken, daß es gleich einen Riesenbussel geben wird.

Der Hias ist aufgesprungen, steht mit vorgestrecktem Kopf, wie einer, der im nächsten Augenblick wie ein Pfeil schnellen wird, auf den Feind zu.

Genießerisch langsam nähert sich der Josef der Stasi.

Die Stasi ist aufgestanden, das Brauthemd rauscht vor ihr auf die Diele. Der Hias glotzt keuchend. So, sie geht dem anderen gar entgegen? . . . Aber wie der Josef seinen Atem ganz nah an ihrem Gesicht hat, springt sie mit einem Satz weg — ihrer alten Liebe, dem Hias, ans Herz.

---

# Geisterschiffe.

**Von G. W. Hammer.**

Seit beinahe drei Jahrhunderten spukt der Fliegende Holländer über alle Meere und in den Hirnen der Seeleute. Bald soll er hier, bald dort aufgetaucht sein, einmal will ihn sogar der König von England gesehen haben. Und doch ist alles nichts anderes als ein Trugbild, eine unheimliche Fata Morgana, die in aufgeregten Augenblicken die Sinne täuscht.

Und doch gibt es Geisterschiffe. Sie haben freilich nichts mit dem Fliegenden Holländer zu tun. Sie reisen auf eigene Faust und ohne gespenstische Besatzung. Sie führen auch keine, zu unheimlichem Leben erwachenden Toten an Bord wie das „Gespensterschiff" der Hauffschen Märchen.

Es sind Segler und Dampfer, die von ihren Besatzungen verlassen werden mußten, Schiffe, die aufgegeben wurden, und dann plötzlich gänzlich unerwartet irgendwo anders auftauchen. Erst vor kurzem konnte ein derartiger Fall berichtet werden: Im Oktober vorigen Jahres wurde der Dampfer „Baychimo", der im Auftrage der Hudson Bay-Gesellschaft die in den Lagern längs der kanadischen Nordküste aufgestapelten Felle eingesammelt hatte, über Nacht in der Nähe von Point Barrow vom Eis eingeschlossen. Der früh einsetzende Winter zerstörte jede Hoffnung auf baldiges Freiwerden. So sah sich der Kapitän gezwungen, mit seiner Mannschaft das Schiff zu verlassen, weil die Gefahr, daß der Dampfer von den Eismassen zerdrückt würde, zu groß war. Die Besatzung erreichte über das Eis hinweg die fünf Seemeilen entfernte Küste, baute dort aus Treibholz und Schnee eine Hütte, um angesichts des Schiffes mit seiner Ladung im Werte von Millionen zu überwintern und an Bord zu gehen, sobald der Dampfer wieder freikam.

Lange Monate in ununterbrochener Polarnacht standen bevor. Trotzdem war die Stimmung der Mannschaft gut. Sie hatte sich aus Erdölkannen Öfen gefertigt, Konserven waren genug vorhanden, und jagende Eskimos lieferten Renntierfleisch. Jeden Tag mußten sich zwei Mann über die Schollen hinweg zum Schiff begeben, um die einzige Schraube freizumachen und den Dampfer für das kommende Frühjahr manövrierfähig zu erhalten.

Alles ging gut, bis um Weihnachten herum das Thermometer plötzlich stieg und ein Südweststurm einsetzte. Drei Tage lang durften die Leute nicht wagen, ihre Hütten zu verlassen. Am vierten ließ der Sturm nach. Als die Mannschaft sich ins Freie wagte, lag der Strand voller Eisschollen, die sich bis zu fünfzehn Meter hohen Eiswällen aufgetürmt hatten. Die Seeleute erkletterten die Mauer: Vom „Baychimo" war nichts zu sehen. Das Schiff mußte im Sturm untergangen oder von den in Bewegung geratenen Schollen zerdrückt worden sein.

Wandernde Eskimos brachten die Nachricht in die nächste Siedlung. Eine drahtlose Nachricht rief zwei Flugzeuge herbei, die nach den Trümmern des „Baychimo" suchen sollten. Sie flogen vier Wochen lang die Küste erfolglos ab, bis sie eines Tages den Dampfer treibend fanden, obwohl ihm eine Eisscholle ein großes Leck gerissen hatte. Mit Hilfe der Flugzeuge gelang es der Besatzung, einen Teil der wertvollen Ladung zu bergen. In einer der nächsten Nächte verschwand das Schiff von neuem. Jetzt erschien sein Untergang besiegelt.

Der Frühling kam, das Eis schmolz. Ein paar Eskimos fischten fünf Seemeilen vom Strand zwischen den Eisbergen. Eine starke Brise kam auf, trieb die Eisberge auseinander, und plötzlich stand vor den entsetzten Eskimos der „Baychimo", drohte sie über den Haufen zu rennen. Die Mongolen flohen. Als sie die Küste erreichten, war das Schiff wieder verschwunden.

Der Sommer brach herein. Und wieder kam das Geisterschiff. Es wiegte sich draußen auf den Wellen.

Eskimos — von der Hoffnung auf Beute, die restliche Pelzladung, erfüllt — fuhren hinaus, kletterten an Bord. Sie wären beinahe nicht wiedergekommen. Denn in der Nacht blies der Sturm. Jeden Augenblick konnte der Dampfer sinken. Tage ständiger Todesangst folgten. Endlich beruhigte sich das Meer etwas, und die Eskimos flohen.

Vor wenigen Wochen wurde „Baychimo" wieder gesehen. Er trieb in dichte Eismassen eingekeilt westlich von Point Barrow, der Nordspitze Alaskas. Niemand wagte sich an Bord des Geisterschiffes, das bald wieder am Horizont verschwand. Ist der Dampfer zum letzten Mal aufgetaucht oder wird er mit der großen Wunde im eisernen Bauch noch lange durch die Arktis geistern?

Im „Baychimo" hat der russische Dampfer „Polotoffki" ein Gegenstück gefunden. Das Schiff war im Dezember 1915 an der Nordküste Alaskas vom Eis eingeschlossen und von der Mannschaft verlassen worden. Es bestand kein Zweifel darüber, daß der Dampfer später gesunken sein mußte. Doch acht Jahre später stieß eine Gruppe Walroßjäger auf ein verlassenes, zwischen Eisschollen eingekeiltes Schiff, das einwandfrei als der „Polotoffki" festgestellt wurde. Die Jäger wollten am nächsten Morgen an Bord gehen. Doch das Schiff war über Nacht wieder verschwunden. Es ist seitdem nicht wieder gesehen worden.

Unheimlich klingt die von mehr als zwanzig Zeugen bekundete Geschichte vom Schoner „Columbia". Das Schiff, ein kanadischer Fischereisegler, war 1928 in einem der schwersten Stürme, die jemals die Ostküste Nordamerikas heimsuchten, mit Mann und Maus untergegangen. Ein paar Wasserfässer, Rettungsringe, Holztrümmer kündeten das Los der zwanzig Mann Besatzung. Vier Monate später befand sich der Hochseeschlepper „Venosta" bei stürmischem Wetter auf Fahrt. Sein Schleppkabel versank oft tief im Wasser. Plötzlich ging ein Zittern durch das Schiff, die Trosse spannte sich, und aus den Wellen tauchte wie ein Gespenst das Wrack eines Schoners auf. Den Leuten auf der „Venosta" standen die Haare zu Berge: Sie erkannten deutlich die „Columbia", das Schiff, das vier Monate vorher gesunken war. Es ritt nun minutenlang auf der Trosse, wurde schließlich wieder frei, tanzte eine Zeitlang auf den Wellen und versank von neuem in sein nasses Grab. Für das unheimliche Auftauchen der „Columbia" gibt es nur eine Erklärung: Die schlaffe Schlepptrosse der „Venosta" hatte das unter Wasser treibende Wrack hochgehoben, als sie sich unter dem Druck einer Welle wieder spannte.

Eine humoristische Note hatte das plötzliche Wiederauftauchen der „Gravona", eines Neufundlanddampfers, der mit Salz als Ballast nach den Staaten fahren sollte. Der Kapitän und Eigner hoffte das alte Schiff auf nützliche Weise dadurch loswerden zu können, daß er es dreißig Seemeilen von der Küste entfernt im Einverständnis mit der Mannschaft versenkte. Er kehrte in den Rettungsbooten nach Halifax zurück, erklärte, das Schiff sei im Sturm untergegangen, und meldete den Verlust bei der Versicherung an. Dann hielt er es für nötig, mit seinen Leuten in einer Hafenkneipe in der Vorfreude auf die bald zur Auszahlung kommende Entschädigung eine kleine Feier zu veranstalten. Freilich verging ihm bald die Lust dazu, denn als er ein paar Stunden pokuliert hatte, glaubte er, weiße Mäuse zu sehen: Draußen in der Hafeneinfahrt tauchte die „„Gravona" auf.

Er hatte richtig gesehen. Das bestätigte die Polizei, die ihn bald darauf verhaftete. Die „Gravona" war durch das in den Schiffsraum dringende und die Salzladung durchtränkende Wasser zum Sinken gebracht worden. Als aber das Salz sich auflöste, stieg das leichter gewordene Schiff an die Wasseroberfläche, und eine Brise trieb das „Geisterschiff" in den Hafen.

## Glossen und Splitter.

Von **Fr. Paulig**-Bahia Blanca.

Wer mit Einbildung vorbestraft ist, wird aus der engen Strafzelle, in der sein Geist und sein Gemüt brüten, schwerlich den Schritt in die Weite wirklichen Wissens wagen.

*

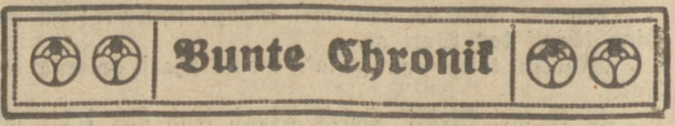
Der Verstand ist ein alter erfahrener Herr, das Gemüt aber ein junges, oft unkluges Mädchen.

*

Die Pünktlichkeit ist eine Schaffnerin, auf die man sich verlassen kann, das Nicht-Worthalten ein unzuverlässiges Frauenzimmer, das schlechte Bekanntschaften vermittelt.

*

Der Jähzorn ist ein schlimmer Bruder, dem der Mensch klug tut nicht zu folgen; die Langmut ist eine gütige Schwester, der man sich ruhig anvertrauen kann.




### Tolstois Sohn in Armut.

In den kleinen Cafés am Montparnasse, dem Pariser Studentenviertel, sieht man oft einen mit schmalem Gesicht und müden Augen, der eine bescheidene Tasse Kaffee trinkt. Er ist sauber, aber ärmlich gekleidet und spricht nur wenig. Es ist Lewlowitsch Tolstoi, der Sohn des großen russischen Schriftstellers. Der 55jährige Mann ist in Paris unbekannt, und man nimmt von ihm keinerlei Notiz. Er hat kaum Geld, um sich etwas zu essen zu kaufen und bewohnt ein düsteres Kabinett im siebenten Stockwerk eines Hotels. Vielleicht würde ihm mancher gern helfen, aber Tolstoi ist zu stolz, um um Unterstützung zu bitten. Tolstoi war einst ein bekannter Bildhauer. Vor nicht zu langer Zeit war er in den Vereinigten Staaten, wo er eine Büste des Präsidenten Hoover anfertigte. Aber er kam eben so arm zurück, wie er hingefahren war und kann sich jetzt nicht einmal ein Atelier mieten. Seine Frau, von der er sich vor einigen Jahren scheiden ließ, lebt mit ihren neun Kindern in Schweden. Mit bitterem Lächeln erzählte er, daß seine Söhne, die Enkelkinder des großen Tolstoi, kaum ein Wort russisch verstehen. Der Bildhauer gibt aber die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht auf. Er will in nächster Zeit ein Wochenmagazin herausgeben und hofft, sich dadurch seinen Lebensunterhalt verdienen zu können.




### Kalkulation nach der Kur.



„Zwei Kilo habe ich zugenommen und 400 Mark habe ich gebraucht. Kommt mich das Pfund auf 100 Mark zu stehen."

*

* **Ein liebenswürdiger Schwiegersohn.** Frau: „Warum hast du den Artikel „Wie werde ich hundert Jahre alt?" aus der Zeitung herausgeschnitten?"

Mann: „Damit er deiner Mutter nicht in die Hände fällt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.